

Elisabeth Rupp

Im Zweige

Erlebnis einer Jugend

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Hermann Bausinger

Isele

Auszug: Seite 9-13

Jahre waren dunkel, tiefe Finsternis. Leben wie der schwarze Himmel ohne Sterne; kein Weg, kein Ziel. Ich selbst ein winziges Pünktchen, das schwankend weiterglitt, ohne Halt im unverstandenen Tag – der stumpfen Nacht. Ich war irgendwo herabgestürzt, hart aufgeschlagen – und wie mühevoll nun, sich da unten einzurichten! Darum träumen, träumen, tief im Schneckenhaus – . Aber träumen war damals schwer; ich lernte es erst viel später. Es war Unrast im Blut, Unrast dessen, der ohne Wurzel ist, der keine Heimat hat. Häuser fremder Menschen, verwirrte Stimmen, Straßen im öden Grau brachen feindlich in meine Seele ein; auf vertrauten Wegen selbst befahl mich manchmal unerklärliche Trauer. Oft war ich Tage verstört von einer häßlichen Mauer, einem kranken alten Mann, oder dem kläglichen Laut eines gepeinigten Tiers. Ich lief immer mit dem Bewußtsein herum: Das ist noch nicht das Richtige, das ist alles nur vorläufig. Einmal werden die feindseligen Gesichte weichen, und etwas Friedliches wird sich um dich bauen. Etwas dir eigen gehöriges, mit einer hohen Mauer gegen fahles Grau und wundmachende Geräusche. Irgendwo muß lauter Sonne eingefangen werden und darinnen wirst du sitzen, inmitten lauter Augenweide und fröhlicher Gedanken.

So das Nachgefühl. Keine einzelnen Erinnerungen. Zuweilen taucht lichtschwach aus dem Dunkel ein Inselchen, wie der Nebelfleck des Himmels.

Einmal stand ich an dem großen blauen Wasser, das am Rande meiner Kindheit schwillt und plätschert. Und plötzlich packte mich heiße Begier, zu wissen, wie das Wasser von innen aussehe. Ich lief hinein, bis ich den Grund verlor, machte mich schwer und ließ mich sinken. Und ich sehe noch heute das edelsteinerne Blau ein trübes Grüngelb werden, in dem unzählige dunkle Punkte tanzten, und weiß, wie ich davon betrübt und sehr verwundert wurde. Aber da riß mich ein Arm aus meinen Betrachtungen und ich sah in ein schreckentstelltes Gesicht, dem ich nichts von meinem Erlebnis sagen konnte. Es würde mich nicht verstanden haben.

Meine richtige Heimat war nicht das hohe, kühle Haus, von dem man an klaren Tagen den Säntis leuchten sah. An dem abends ein frischer Wind vorbeistrich, der Seewind. Er kam vom nahen Bodensee, der dem Leben der kleinen Stadt Ziel und Weihe gab. Dorthin flogen die Gedanken tagsüber, während man an einem staubigen Schreibtisch saß, oder solange man Stuben aufräumte, Gemüse putzte, Kinderkleidchen nähte. Nach vollbrachter Pflicht

führte ein freundlicher Abendzug die ganze Beamtenschaft mit Kindern, Hunden, und sogar Tanten und Hausbesuchen, zum Ziel, und es war wirklich des Träumens wert.

Irgendwo vor einem königlichen Schloß gab es zwei Kanonen, die man sehen mußte. Aber sie interessierten mich(\$)nicht. Nur rochen sie so merkwürdig süß, verträumt – nach Rosen. Als ich mich umsah, war da ein Rosengarten, hundert Bäumchen, was für Farben! Jede roch anders! Ja, sogar am selben Stock rochen sie verschieden. Die kleine Eingeschüchterte ganz intensiv; eine halb zerflatterte nur noch so ungefähr; sie war schon überall in der Luft und bis zu den Kanonen geflogen.

Auf den Sandwegen brannte die Sonne – , duftete der Sand denn nicht auch? Ich hob meine kurzen Röckchen und legte meine Nase in den heißen Sand. Doch, natürlich roch er nach Rosen. Und in allem drin das wundervolle Plätschern, da mußte man ja artig sein, denn da war alles weich, gelöst, glücklich. Wenn nur nicht die schreckliche Begier gewesen wäre, um den ganzen See herumzulaufen! Immer wieder maß ich es mit den Augen: Das konnte doch nicht weit sein!

»Doch, sehr weit«, sagten Vater und Mutter – aber ein Stückchen könnte man gehen – , und sie zeigten auf einen Kirchturm, der von einem kleinen Horn aus Grün in den dunstigen Himmel ragte. Dahin ging es auf halbsonnigen Wegen, schmal, daß man im Gänseschritt marschieren mußte. Zwischen Obstbäumen, an niederen schneeweißen Häuschen mit grünen Läden vorbei. Die brannten von grellgelben und roten Blumen und waren ganz und gar in Sommer gesponnen. Das war gut und machte wohl Eindruck auf mich. Denn später, als ich es wieder sah, war ein so brausendes Glück darin, wie in Dingen, die lange wartend in uns ruhten.

Aber daß ich dort geboren war, ist doch nur Zufall. Später kam ich noch einmal auf die Welt, in der gartenschönen, alten Reichsstadt, die des Vaters und Großvaters Wiege war.

Die Mutter meines Vaters hütete dort das große bräunliche Haus für uns, aus dem wir stammen, und sie gehört für alle Zeiten hinein, obgleich sie lange tot ist. Bei ihr war das Gefühl der unveränderlichen Güte und ernsten Geschlossenheit, und mir scheint, sie habe als alte Frau nicht anders ausgesehen, als auf dem großen goldrahmigen Bild im feierlichsten Zimmer: als Jungvermählte mit einer träumerisch-besinnlichen Schönheit, tiefernst und heiter, fest in sich wurzelnd, wie ein vom Leben geprüfter und gerüttelter Mensch, und dennoch von der unvergänglichen Anmut vornehmer Sorglosigkeit. Dort lächelt sie neben ihrem Manne, der ihr die glücklichste Ehe schenkte, dem italienischen Revolutionär, dem Romantiker, der fast abenteuerlich war, und doch kein Abenteurer, sondern ein solider Reichstädter. Sein Leben war bunt und bewegt und ein Schicksal für sich. Es soll hier nicht hineingeflochten werden. –

Aber der schwarze Bart, das südländische Gelb der Haut und der rotgefütterte Garibaldi-Mantel berührten mich schon als Kind im seltsamen Kontrast zu der blonden Lieblichkeit der jungen, um 22 Jahre jüngeren Frau. Wir hatten rund um unser Haus einen Garten, den schönsten, den es gab. Man ließ ihm seine Freiheit, und es fanden sich zu Zeiten Wege darin, die von einem zarten grünen Schimmer bedeckt waren. Erwachsene nennen es Unkraut. Ich weiß noch, wie ich oft mit Zärtlichkeit über den weichen Flaum strich, in dem die Sonne so wunderbar leuchtend spazierenging. – Bis dann irgendein Erwachsener kam, der vermutlich seine Zeit gerade nicht

schicklicher totzuschlagen wußte, und damit begann, das Unkraut auszujäten. Mit Zorn und Mitleid blickte ich auf diese Beschäftigung, und sie kam mir oft vor Augen, wenn ich später sah, wie phantasielose Menschen Gottes schöne Unbekümmertheit nutzbringend verdarben.

Unser Garten war schön, nicht bloß um des Unkrauts willen. Im hinteren Teile standen alte Bäume, die im Sommer eine riesige Laube spannten; aber der Waldboden trug von Februar ab Blumen, zuerst weiß und gelb, dann war er eines Tages blau wie ein sommerlicher See und dann rot und weiß, bis endlich alles welk am Boden lag und man vor lauter Freude am Blühen der Bäume vergaß, darüber traurig zu sein. Oft bin ich durch die schöne Straße gegangen, an die alle Gärten grenzten, und sah durch jeden Zaun, wie junge Mütter in jeden Kinderwagen schauen; und gerade wie sie, fand ich immer den meinen am schönsten. Und ich stand und spähte von außen durch den Zaun: Das war m e i n Garten, gleich konnte ich drinnen sein; und mit einem seltsam prickelnden Gefühl drückte ich hinter mir das Tor ins Schloß.

An das Wäldchen grenzte eine Wiese, bei der man vergaß, daß sie in einen Garten gehörte und endlich sogar an einen Zaun stieß. Sie war von irgendwo draußen hereingeweht, auf einem warmen Sommerwind herbeigetragen, und hatte Blumen, Bienen, Schmetterlinge, Ameisen und Heuschrecken, wie eine richtige, wildgewachsene. Darinnen lag ich tagelang, jeder sichtbaren Beschäftigung bar, träumend und mich selig dehnend, daß ich auf der Welt war, und obendrein auf einer Wiese.

Ein gerader Weg führte durch das Wiesenstück, gesäumt von Pflaumenbäumen, Rosen, Geranienbeeten und Akelei, und einem Weigeliestrauch, auf dem am Abend der letzte Sonnenstrahl zu liegen pflegte. Langsam spann sich eine wohlige Welt, und die Mauer gegen trüben Einbruch wurde höher. Sie war ganz aus meiner Sehnsucht gewachsen, aus innerstem Bedürfnis, und ich hütete ihr Gedeihen zärtlich und mit Leidenschaft. Sie hatte wirkliche Bestandteile, diese Welt, sie war nicht ersonnen. Aber das zauberhafte Duften, Bläue, Friedlichkeit waren unwirklich. Es wuchs durch Ausschluß alles feindlich Grauen und war darum Romantik. Denn das feindlich Graue ist in Wirklichkeit so stark, wie irgendeine Welle Schönheit.

Was wäre diese Seele geworden ohne ihren Garten? Wäre sie verendet im Staub, der alle fressen will, wäre sie hart geworden und hätte gegen Lockungen geeifert – hätte sie im Übersinnlichen Wurzel geschlagen, mystisch, religiös? Dort in den Gräsern war traumhafte Empfängnis, in der tausendfach, von tausend leeren Augen Geschautes in mich einging und innen Bild ward, unverwechselbar gezeichnet vom eigenen Blut, gefärbt und leise beschwingt vom Hauch des schöpferischen Triebs. Stunden, in denen man noch nicht einmal weiß, daß so etwas vorgeht – nur dem naiven Menschen beschieden –, die reichsten, von keinem lenkenden Gedanken berührt. Aus ihnen bauen wir unser Leben lang. Dort wuchs der unerschöpfliche Grund von Sonnenvorstellung, von vegetativem Frohsein in der Natur, von ruhig schwingender Lebensfreude, gleichmäßig, wie ein guter gesunder Atem. Noch heute, wenn die erste Amsel morgens singt, fallen mir die seligen Kindertage ein: – Wie wenn ein Fest anbrechen sollte, stehe ich klopfenden Herzens auf und warte auf das Schöne, das kommen soll. Dann kommt es auch, denn nur schwache Menschen warten vergebens.